

Die Gefahr ist lange nicht gebannt

Podiumsdiskussion am Böllenfalltor: Antisemitismus ist immer noch ein großes Problem im deutschen Fußball



Von Jan Felber

DARMSTADT. Alon Meyer ist immer dann am besten, wenn er seine eingetretenen Pfade verlässt. Meyer ist Präsident von Makkabi Deutschland, und er ist Präsident des Vereins Makkabi Frankfurt. Jüdische Organisationen also, und ein jüdischer Verein in der Main-Metropole. Meyer ist ein engagierter Streiter, man nimmt es ihm ab, wenn er sich vehement wehrt gegen Tendenzen, die ihm nicht gefallen. „Wir halten uns aus der israelischen Politik heraus“, sagte er am Dienstagabend bei einer Podiumsdiskussion im VIP-Zelt des SV Darmstadt 98 am Böllenfalltor. „Denn wir sind zwar ein jüdischer Sportverein, aber in erster Linie sind wir Deutsche. Wenn wir Politik loben oder kritisieren, dann die deutsche.“

Antisemitismus im Fußball war das Thema am Dienstag, und im Rahmen der „Jüdischen Kulturwochen“ ging es streckenweise durchaus auch mal etwas höher her. Die Auswahl der Gäste war gelungen, auch mancher Fragesteller aus dem Publikum wie etwa Peter Schmidt vom Ältestenrat des SV Darmstadt 98 trug zur Debatte bei. Dabei hatten wirklich alle viel zu sagen – was ja nicht immer der Fall ist in einer solchen Runde.

Alon Meyer, Präsident Makkabi Frankfurt: Der 48-Jährige kam 1980 zu Makkabi Frankfurt, heute ist er dort Präsident und eine der wichtigsten Stimmen im Kampf gegen Antisemitismus. Wenn er als eine Art Politiker auftritt, kann es schon einmal ermüdend werden. Wenn er vehement für seine Sache kämpft, ist er allerdings einer, dem man gerne zuhört. „Die tätlichen Angriffe auf unseren Verein sind zwar weniger geworden“, sagte er am Dienstag, „aber in den sogenannten Sozialen Medien ist es viel schlimmer als früher.“

Er sei ein Streiter, sagt er selbst über sich, vor allem aber sei er „ein deutscher Jude“. Es gebe Strömungen, die versuchen würden, den Sport zu missbrauchen, glaubt er. „Und weil die Politik lange weggeschaut und gesagt hat, dass der Sport an sich ja unpolitisch ist, kann das auch funktionieren“. Bei Makkabi sei es früher immer darum gegangen, als Jude Sport in einer sicheren Umgebung ausüben zu können – was an und für sich aber eher schlecht sei. Meyer hat 1980 mit fünf Jahren bei Makkabi Frankfurt begonnen, „und es war ein bisschen so, als ob man ganz alleine unter sich wäre. Das hat keinen Spaß gemacht, weil man sich kaum mit anderen messen konnte.“

Raus aus der selbst gewählten Isolation, rein ein bisschen auch in die Gefahr; so hat Meyer den „Aufbruch“ damals erlebt. Die zentrale Frage lautete: Ist es richtig, nur mit anderen Juden Sport zu treiben, um Anfeindungen zu entgehen? Meyer spielte später auch in der B-Jugend der Frankfurter Eintracht – den Durchbruch schaffte er dort nicht. Es reichte nicht, das gibt er offen zu. „Aber ich war halt auch immer der Jude, da bin ich zurück zu Makkabi.“

Dort ging es streckenweise hoch her, Schläge, Androhungen und Beleidigungen waren fast schon die Regel. Bestimmt zwanzig, dreißig Mal in einer Saison, erinnert sich Meyer. Besonders schlimm war es, wenn Makkabi gewonnen hatte. Das kam zwar nicht allzu häufig vor in seiner Zeit, doch es hat ihn geprägt. Besser sei es erst nach der WM 2006 in Deutschland geworden. „Das war ein Segen für uns und für die Gesellschaft. Das war eine neue Generation, der Umgang war ein ganz anderer danach.“

Rund 3000 Mitglieder hat Makkabi Frankfurt mittlerweile, 75 Prozent sind 21 Jahre alt oder jünger. Aus allen Bereichen sind Leute dabei: Schwarze, Weiße, Muslime, Juden, Niederländer, Franzosen, Behinderte und viele mehr. Darauf sind sie stolz. Und sie freuen sich darüber, nicht mehr wie noch vor einigen Jahren bei Heimspielen oder bei Fahrten in angeblich problematische Gebiete einen Sicherheitsdienst stellen zu müssen.

Meyer und Makkabi sehen sich aber auch als Vorkämpfer für andere im Kampf gegen Antisemitismus, Homophobie und ähnliche Seuchen der Gesellschaft, sagt der Vereinspräsident. „Das sind doch Angriffe auf die Werte von uns allen“, erklärt er. „Das müssen wir alle erkennen, wir alle müssen lauter werden.“ Wenn alle widersprechen würden, dann würden dies „die Anderen“ auch sehen. „Dann merken die das, deshalb müssen wir den Störenfrieden die Stirn bieten.“

Lasse Müller (Zusammen 1) sieht das genauso. Er arbeitet als Bildungsreferent für das Präventionsprojekt von Makkabi Deutschland im Rahmen des Förderprogramms „Demokratie Leben!“ des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend in Kooperation mit dem Zentralrat der Juden in Deutschland und der Jüdischen Gemeinde Düsseldorf. Er ist ein engagierter Streiter für die Rechte von Minderheiten und kennt sich in deutschen Stadien sowie auf den Sportplätzen der Republik bestens aus.

Müller weiß, dass es auf deutschen Fußballplätzen ab und an ruppig zugeht, dass aber nur bei jedem 400. Spiel etwas nachverfolgt wird. Und das, obwohl doch eigentlich immer irgendetwas passiert. „Das ist eine unfassbare Diskrepanz zwischen dem, was geschieht, und dem, was aufgezeichnet und letztlich auch verfolgt wird“, sagt Müller, der natürlich auch weiß, dass dies für die Vereine an sich nicht wirklich angenehm ist. Man will ja schließlich nicht anecken. Auch mancher Schiedsrichter schreibe lieber nichts, das gäbe ja nur Ärger und Arbeit. Und mancher Spieler oder Zuschauer weiß natürlich auch, wo der Schiedsrichter wohnt, mit wem er verheiratet ist und auf welche Schule seine Kinder gehen – da will man oftmals besser nichts riskieren.

Im Profifußball finde das meiste dagegen auf den Rängen statt. Der Reflex, alles direkt auf die Ultra-Gruppierungen zu schieben, sei komplett falsch, sagt Müller, der die Ultras vielmehr dafür lobt, das ohne sie manches nicht aufgearbeitet worden wäre in den vergangenen Jahren. „Sie haben viele demokratische Prozesse angeführt und auch für viel Erinnerungsarbeit gesorgt“, sagt Müller.

Der Sport an sich lebe aber nun einmal auch vom „Wir gegen die“, es gehe immer auch um Abgrenzung gegenüber anderen Gruppierungen. „Und der Antisemitismus ist die größte Provokation, die es in Deutschland gibt“, sagt er. Er nennt ein Beispiel: Der Berater von Robert Lewandowski etwa ist Jude, und als der Pole von Bayern München zum FC Barcelona wechseln wollte, sei er als „jüdischer Puppenspieler“ beschimpft worden, als „jüdische Schlange, die den Vereinen das Geld herausaugt“. Viel mehr Antisemitismus geht nicht.

Tim Heubach, ehemaliger Profifußballer unter anderem beim 1. FC Kaiserslautern und beim FSV Frankfurt, war der erste deutsche Profi, der in Israel gespielt hat. Der heute 34-Jährige wechselte 2017 zu Maccabi Netanja, er hatte damals auch Angebote aus der Türkei und aus Indien vorliegen. „Ich hatte keinerlei Berührungsängste“, sagt Heubach. „Ich habe damals alles stehen und liegen lassen und bin direkt dort geblieben. Am zweiten Tag hatte ich dann schon mein erstes Spiel. Sie sind unheimlich freundlich, jeder Spieler hatte zudem seinen eigenen Song von den Fans“, erinnert sich Heubach, der von den schönsten Jahren seiner Karriere spricht.

Natürlich bekam aber auch er mit, was die Geschichte aufweist. „Ich bin generell kein Typ, der Leute danach beurteilt, wer sie sind und wo sie herkommen“, sagt Heubach. Social Media war damals auch noch kein großes Thema, „heute wird man ja dort schnell beleidigt. Ich kann es aber eigentlich gar auch gar nicht beurteilen, wie es sich anfühlt, so diskriminiert zu werden.“

Juri Sladkov, Leiter der Corporate Social Responsibility (CSR) bei Hannover 96, kann das auch nicht wirklich. Doch auch er weiß, wie schwer der Spagat ist zwischen dem Bemühen, sich gesellschaftspolitisch zu engagieren, und der Realität in den Fanblöcken. Sladkov gesteht offen ein, dass es in Hannover Probleme gab und immer noch gibt, auch wenn es ein bisschen besser geworden sei. „Wir wollen unangenehm sein für Personen, die ein gewisses Weltbild vertreten“, sagt er. Das ist eine klare Ansage.

Die „undemokratischen Kräfte“ würden denn auch gerade ein bisschen zurückgedrängt in Hannover, sagt Sladkov, der in diesem Zusammenhang darauf verweist, dass in einem Stadionheft vor Kurzem auch mal eine stadtbekannte Drag Queen im Spielertunnel zu sehen war. „Unsere Message lautete: In diesem Trikot soll sich jeder wohlfühlen. Wir wollen dabei mit voller Absicht unangenehm sein für Personen, die ein anderes Weltbild vertreten.“ Dass man damit gewisse Leute abschrecke, sei einkalkuliert.

In Darmstadt hat man solche Probleme aktuell nicht. Auch wenn Peter Schmidt vom Ältestenrat monierte, dass keiner der Ultras, die maßgeblich daran beteiligt waren, dass der Platz vor dem Stadion nach Ex-Präsident Karl Heß benannt ist, der nach der Machtergreifung der Nazis Darmstadt verließ, am Dienstagabend vor Ort war. Ein Vorwurf, der ins Leere lief, denn der SV 98 setzt sich schon seit Jahren vehement für die Rechte von Minderheiten ein.

Oder wie es ein Zuschauer am Ende der Debatte am Dienstagabend völlig richtig formulierte: „Wer hier sowas sagt, der fliegt sofort raus. Notfalls regeln wir Fans das unter uns, da gibt es keine zwei Meinungen.“